


Alys Clare  
DER  
HIMMEL  
STRAFER  
EUCH



Äbtissin Helewise ermittelt · Band 3



England Ende des 12. Jahrhunderts: Im Gasthaus zu Tonbridge wird ein Mann vergiftet, und als Ritter Josse d'Acquin einen Tatverdächtigen in den großen Wealdenwald verfolgt, setzt ihn jemand durch einen Schlag auf den Kopf außer Gefecht. Wenige Tage später wird in der Gegend eine weise Frau grausam ermordet, und zu allem Überfluss scheint sich Josse auch noch verliebt zu haben. Eine gefährliche und folgenschwere Zeit bricht an für Josse d'Acquin, Ritter ohne Furcht, aber nicht immer ohne Tadel. Sogar sei vertrauensvolles Verhältnis zur Äbtissin Helewise setzt er aufs Spiel für die andere Frau.

### **Hawkenlye-Mysteries-Reihe**

Band 1: Sei geweiht der Hölle

Band 2: Der Fluch komme über Euch

Band 3: Der Himmel strafe Euch

Band 4: Und richte mit Gerechtigkeit

Band 5: Verstummen sollen alle Lügner

Band 6: Wehe dem sündigen Volk

Band 7: Fürchte das Gift der Schlange

Band 8: Wer ohne Schuld ist

Band 9: Denn Verderben leitet sie

Alys Clare

# Der Himmel strafe Euch

Historischer Kriminalroman

Aus dem Englischen von Ana Maria Brock

**Weltbild**

## **Die Autorin**

Alys Clare ist das Pseudonym einer erfolgreichen englischen Autorin, die bereits mehrere Romane mit historischen Elementen vorgelegt hat. Sie lebt in der Nähe von Tonbridge, Südengland, wo die Kriminalromane um Äbtissin Helewise und Ritter Josse d'Acquin spielen.

Die englische Originalausgabe erschien 2000 unter dem Titel The Tavern in the Morning bei Hodder and Stoughton Limited, London.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Genehmigte Lizenzausgabe © 2015 by Weltbild Retail GmbH & Co. KG, Steinere Furt, 86167 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2000 by Alys Clare

Copyright der deutschen Übersetzung © 2001, 2008 by Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin. Die deutsche Ausgabe erschien bei Aufbau Taschenbuch, eine Marke der Aufbau Verlag GmbH & Co. KG.

Übersetzung: Ana Maria Brock

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © Thinkstockphoto/istock/Hemera

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-633-7



# FEBRUAR

Eine Nacht des dunklen Mondes, in der dichte, tiefhängende, von eisiger Feuchtigkeit schwere Wolken die hellen Sterne verdeckten. Eine Nacht des aus Nordost heranbrausenden Windes, dessen ständiges Heulen eine geisterhafte Andeutung unvorstellbar ferner, unvorstellbar einsamer, schneebeladener Steppen heraufbeschwor.

In dem Wirtshaus in Tonbridge hatte seit dem frühen Morgen Hochbetrieb geherrscht. Es war Markttag, und seit es hell wurde, war klar, daß er nicht viel einbringen würde. Bei so scheußlichem Wetter hatten Kaufleute und Händler nur zu bereitwillig auf die Möglichkeit weiterer Geschäfte verzichtet – die wurden zunehmend unwahrscheinlicher, denn es zog die Leute wohl eher zur Behaglichkeit ihres heimischen Kamins – und hatten der zeitig hereinbrechenden Dunkelheit den Rücken zugewandt, um Goody Annes Schankstube zuzustreben. O ja, auf ein warmes Willkommen von der alten Anne war Verlaß! Heutzutage kam es in Gestalt eines Kruges ihres gepflegten Bieres und einer dicken Scheibe guten, fetten Schinkenspecks oder vielleicht einer ordentlichen Portion warmer, duftender Pastete, wie immer saftig und beinahe überquellend von der Masse der Kaninchen- oder Hammelfleischstücke darin. Immerhin, Männer haben ein gutes Gedächtnis, besonders wenn es um ihr leibliches Wohl geht, und in Goody Annes Schankstube erinnerte sich so mancher auch an andere, intimere Dienste, die früher einmal im Angebot waren.

Es wurde spät. In der Schankstube waren keine Gäste mehr, Krüge und Teller waren abgeräumt, die Tische flüchtig abgewischt und geradegerückt, Hocker und Bänke ordentlich daruntergestellt. Der Schankbursche und die Bedienerin hatten ihre Aufgaben erledigt. Zumindest was sie davon zu erledigen gedachten; sie waren beide seit Tagesanbruch auf den Beinen, und nachdem Goody Anne jetzt schlafen gegangen war – wenn sie sich nicht bewegten, vernahmten sie aus ihrer Kammer am Gang ihr Schnarchen –, sahen sie keinen Grund, warum sie es ihr nicht gleichtun sollten.

In einem Zimmer in einem anderen Teil des Gasthofes prallte der bitterkalte Wind gegen das vor ein kleines Fenster gespannte, aber halbabgerissene Stück Fell, schleuderte es mühelos beiseite und füllte den Raum mit so eisigkalter Luft wie die Nacht draußen. Es war Goody Annes Gästezimmer, versehen mit einem halben Dutzend schmaler Pritschen, von denen fünf derzeit an einer Wand übereinandergestapelt waren. Die sechste war in Gebrauch, ausgestattet mit einem strohgefüllten Sack, der als Kopfkissen diente, und zwei oder drei groben, vielgestopften und nicht allzu sauberen Woldecken.

Mitternacht.

Als der Bursche und die Bedienerin sich in der warmen kleinen Spülküche hinter dem großen Küchenkamin jeder in seine Ecke kuschelten, verstummten im Gasthaus allmählich alle Geräusche.

Der Wind nahm an Heftigkeit zu, heulte um das alte Gebäude wie ein Zugang suchender böser Geist, blies seinen eisigen Atem in jede Lücke. Der Regen, der vor einer Stunde endlich eingesetzt hatte, schlug in Hagel um. Als hegten die gefrorenen Tropfen

gegenüber den Steinmauern einen persönlichen Groll, warfen sie sich mit haßerfüllter Gewalt auf sie, während der Wind als ständige Begleitung hämisch sein Lied dazu jaulte.

Auf dem Boden des Gästezimmers, von der schmalen Pritsche halb herabgesunken, lag ein Sterbender. Er war auf die Seite gefallen, die linke Wange in die fadenscheinigen Fetzen gepreßt, die den Fußboden teilweise bedeckten. Seine Beine und Füße ruhten noch auf der Pritsche, in die schmutzigen Decken verwickelt.

Im Mund und darum herum hatte er eine bräunlichgelbe Masse von Erbrochenem, aus der sich Brocken von halbverdaulichem Fleisch und Gemüse heraushoben wie Inseln in einem Fluß. Er hatte sich heftig übergeben müssen, bald, nachdem er sich taumelnd in sein Zimmer zurückgezogen hatte. Eine rasch zunehmende Übelkeit hatte ihn dazu getrieben – ein Brennen und Prickeln im Mund und ein seltsames Gefühl, als hätte jeder Gegenstand in seinem Blickfeld plötzlich verschwommene Umrisse bekommen. Zudem war ihm die Zunge taub geworden, so daß sie sich wie ein dicker fremder Gegenstand in seinem Mund anfühlte – wie hatten alle gelacht, als er seine Worte nicht mehr richtig herausbekam! Um sich die Demütigung zu ersparen, in Goody Annes Schankstube brechen zu müssen, war er davongeschlichen, die Hand auf den Mund gepreßt, unterdrückt stöhnend, war einen endlosen, dunklen Gang entlanggestolpert, bis er an eine Tür kam. Und durch die Tür in diese Kammer. Mit einer Pritsche, wo er sich dankbar niederlegen konnte.

Dort befand er sich jetzt schon seit ein paar Stunden. Sein rascher Atem, der ihn so erschreckt hatte, ging nun langsamer, und er entglitt immer noch einmal in die Bewußtlosigkeit und tauchte wieder daraus auf, nur flüchtig erkennend, wo oder wer er war.

In einem kurzen Moment der Geistesklarheit dachte er, ich hätte nicht dableiben sollen. Hätte tun sollen, was ich vorhatte, hätte heimkehren sollen, sobald ich meine Ware verkauft hatte. Oder doch, sobald der Markt zu Ende ging und der Handel vorbei war. Hätte nicht der Versuchung nachgeben sollen und mich von den Burschen überreden lassen, mit ihnen ins Wirtshaus zu gehen. Hab fast jeden Penny ausgegeben, den ich heute verdient habe. Guter, gnädiger Gott, was hab ich für Bier geschluckt! Ein gieriger, versoffener Mensch bin ich, und jetzt muß ich dafür büßen. Und das mächtig große Stück Pastete, das hab ich ja kaum geschafft, ich, der die meisten Kerle unter den Tisch fressen kann!

Bei der Erinnerung an das, was er am Abend verzehrt hatte, hob sich sein Magen wieder. Doch jetzt war er so gut wie leer, und das quälende, trockene Würgen brachte wenig mehr zutage als ein dünnes Rinnsal gelblicher Galle.

Lieber Gott, dachte der Mann, und vor Schmerz und Schwäche liefen ihm die Tränen über die Wangen, dazu bin ich nun doch zu alt ...

Er verlor das Bewußtsein.

Sein Atem wurde langsamer und mühsamer, die Lähmung der Atemmuskulatur nahm zu. Als die vernichtende Faust sich unerbittlich dem Herzen näherte, wurde der Herzschlag schwächer.

Eine halbe Stunde später war der Mann tot.

# Tod durch Vergiftung



# ERSTES KAPITEL

Der Februar, dachte Josse d'Acquin bedrückt, zum Reisen war das ein miserabler Monat.

Er war fast zu Hause, und er erlebte eindringlich das Phänomen, daß etwas Unangenehmes noch viel unangenehmer wird, wenn man es nicht mehr allzulange zu ertragen hat. Der Wind blies ständig aus Nordost; Josse kam mit einem Mal ein Kriegskamerad in den Sinn, ein Mann, den er vor Jahren gekannt hatte und der vom Nordost stets als der Schneemutter sprach.

Die Schneemutter machte es Josse so ungemütlich, wie es einem nur eben sein konnte, dachte er grimmig. Sein Umhang war durchnäßt – und es war auch noch der dicke Umhang, der einen garantiert trocken halten sollte, verflucht sei der lügnerische Händler –, und seine Schultern taten vor Kälte weh. Sein Hintern war wund, und von dem stundenlangen Sitzen im Sattel mit nassen Beinlingen waren seine Schenkel wund gerieben. Er hatte Hunger und Durst – die Gasthäuser an der Straße, die überhaupt geöffnet waren, hatten einem Reisenden mitten in einem strengen Winter wenig zu bieten –, und seine Füße in den vor Nässe gequollenen, schlammverkrusteten Stiefeln brannten vor Frostbeulen. Jedenfalls brannten sie an den Stellen, wo sie nicht taub gefroren waren.

Sein Pferd befand sich kaum in besserer Verfassung. »Armer alter Horace«, brummte Josse und gab dem großen Tier einen Klaps auf den Hals, »was ich so alles von dir verlange, was?« Das Pferd schüttelte den Kopf, und kleine Eistropfen flogen ihm aus der Mähne, schossen durch die Luft und fingen das trübe Licht ein. »Eine gründliche Abreibung, reichlich Futter und die Nacht in deinem eigenen Stall, das versprech ich dir«, fuhr Josse fort. »Noch fünf Meilen, höchstens sechs, und wir sind wohlbehalten daheim in Neu Winnowlands.«

Neu Winnowlands. Das kleine, aber solide gebaute Gutshaus, früher einmal Witwensitz eines größeren Landgutes, hatte König Richard Plantagenet in dankbarer Anerkennung erwiesener Dienste Josse zum Geschenk gemacht. Geschenk war jedoch anscheinend eine Frage der Auslegung, zumindest auf seiten des Königs; sogar als er Josse seine Belohnung zusprach, hatten sich die Worte »zu einem vernünftigen Preis« in Richards kurze Rede eingeschlichen. Nur dank des Einspruchs seiner Mutter, der großen Eleanor von Aquitanien, Gattin Heinrichs II. und geliebten Königin des englischen Volkes, war das Geschenk ein Geschenk geblieben.

Dann, hol's der Teufel, vergehen zwei Jahre, und es kommt eine Pachtforderung! Pacht! Josse war beunruhigt, entsetzt, ja schließlich wutentbrannt – die angeführte Summe der Pachtrückstände war mehr als beträchtlich, sie war geradezu gewaltig.

»Der König hat mir mein Haus geschenkt!« hatte er getobt, mit großen Schritten vor dem Kamin auf- und abgehend und sich so heftig umdrehend, daß Will, sein Diener, vorstürzte und ein Tablett mit einem Krug Wein und einem halbvollen Pokal in Sicherheit brachte, bevor Josse es umreißen konnte. »Vor über zwei Jahren war es ein Geschenk! Und jetzt will er, daß ich dafür zahle!« Er sah Will mit zornigen Augen an. »In Gottes Namen, was kann er sich dabei denken?«

Will, der nicht aufgebracht war und deshalb noch logisch zu denken vermochte, wies ihn darauf hin, daß die Pachtforderung kaum von König Richard gekommen sein konnte, da sich dieser weit weg in Outremer auf dem Kreuzzug befand. »Er wird viel zu viel mit diesen teuflischen Sarazenen zu tun haben, als daß er sich um ein winzigkleines Gutshaus kümmert, Sir«, fuhr Will wenig diplomatisch fort, »denkt an meine Worte.«

Josse, wider Willen belustigt, nickte einsichtig. »Wie recht du hast, Will«, bemerkte er fast wieder mit normaler Stimme. Mit tief gerunzelter Stirn murmelte er: »Wenn nicht der König, wer dann?«

Weder Josse noch Will brauchten länger als wenige Sekunden, um die wahrscheinliche Antwort zu finden. »Das wird dieser Johann Ohneland sein, darauf will ich wetten«, erklärte Will, während Josse im gleichen Atemzug hervorstieß: »Dieser berechnende, geldgierige Schuft Johann! Der war es!«

Eine Geldforderung war und blieb jedoch eine Geldforderung, und man kam nicht umhin, sich damit zu befassen. Besonders, wenn sie vom jüngeren Bruder des Königs stammte, der sich bereits als nächster König von England sah – und fleißig daran arbeitete, daß ihn auch alle anderen so sahen. Dessen Krönung, wenn es nach Johann ging, nicht früh genug stattfinden konnte.

Schlimm war nur, sinnierte Josse, als er zu entscheiden suchte, wie er weiter vorgehen sollte, daß Richard, Gott segne seine Zielstrebigkeit und seinen Mut, sein englisches Reich anscheinend vergessen hatte, kaum hatte er es verlassen – nur Wochen nach seiner Krönung im September 1189 –, um sich auf den Kreuzzug zu begeben. Er spielt Johann direkt in die gierigen Hände, dachte Josse, und es überrascht kaum, daß die Menschen Johann halbwegs zu glauben bereit sind, wenn er in Umlauf setzt, daß König Richard nie zurückkehren werde.

Und was, wenn er recht hat? Ein Kreuzzug ist kein Picknick, das steht einmal fest, und unser Richard ist nicht der Mann, sich im Hintergrund zu halten und andere ins Gefecht vorzuschicken. Und außer den Gefahren des Kampfes gibt es auch noch Krankheiten. Der liebe Gott allein weiß, welchen Übeln ein Mensch dort zum Opfer fallen kann. Allerlei Fieber, die rote Ruhr und wer weiß, was noch alles.

Angenommen, König Richard stirbt?

Das war ein ernüchternder Gedanke. Des Königs Ehe mit Berengaria von Navarra war erst wenige Monate alt, und der Klatsch wollte bereits wissen, daß die rasche Empfängnis und Geburt eines Sohnes und Erben höchst unwahrscheinlich seien. Na gut, mit einiger Berechtigung, gab Josse zu, denn ein Mann, der den Kampf im Kopf hat, wird schwerlich mit der nötigen Regelmäßigkeit mit seiner Frau schlafen, um sie zu schwängern. Wie die Dinge derzeit standen, war der Erbe des englischen Throns ein vierjähriger Knabe, Arthur von der Bretagne, der posthume Sohn Gottfrieds, des Bruders von Richard und Johann, und seiner Frau Constance.

Und die Meinung der Eingeweihten lautete, die adeligen Herren Englands würden nicht glücklich, wenn sie Arthur unterstützten.

Würden sie denn glücklicher, wenn sie Johann unterstützten? Sicher nicht! Kein Mensch mit gesundem Verstand würde zu dem unzuverlässigen Johann halten, nicht, solange

auch nur die geringste Aussicht bestand, daß Richard wohlbehalten heimkam.

Josse schüttelte bedächtig den Kopf, während seine Gedanken zu jener beunruhigenden Geldforderung zurückkehrten. Johann, das war klar ersichtlich, häufte Geld an. Wofür? Wie man Johann kannte, für irgendeinen gut durchdachten und schlaunen Plan; was sonst man von ihm hielt, man mußte zugeben, daß er schlaun war. Oder vielleicht war gerissen das treffendere Wort ...

Mit einer blitzartigen Eingebung wußte Josse, was er zu tun hatte. Er mußte sich an Königin Eleanor wenden. Sie hatte sich bei ihrem Lieblingssohn für ihn eingesetzt, also würde sie Johann gegenüber sicherlich dasselbe tun.

Es war einen Versuch wert.

Genaugenommen war es Josses einzige Hoffnung.

Eleanor hielt sich bei den Nonnen in der Abtei Amesbury auf. Und Amesbury lag in Wiltshire, die halbe Breite Südens von Josse entfernt, dessen Gutshaus sich in Kent befand.

Trotzdem, es hätte schlimmer kommen können. Die Königin hatte Weihnachten in der Normandie verbracht, und wäre sie noch dort geblieben, hätte das eine gefährliche Seereise bedeutet, zusätzlich einer ganzen Reihe von Tagesreisen über Straßen, die bei diesem Winterwetter so gut wie unpassierbar waren. Es war reines Glück, daß sie sich auf dieser Seite des Kanals befand, Hals über Kopf herbeigeeilt, um Johann mit eindringlichen Bitten von seinem Plan abzuhalten, sich mit König Philip von Frankreich zu verbünden. Sich gegen Richard zu verbünden.

Nichts hätte den Füßen der Königin solche Flügel verleihen können wie eine Bedrohung ihres geliebten Richard, um dessen Interessen sie sich in seiner Abwesenheit nach besten Kräften kümmerte, in England wie auf dem Kontinent. Als die jüngste Gefahr – vorläufig – abgewendet war, hatte sie sich nach Amesbury zurückgezogen, um Atem zu schöpfen.

Wo Josse sie auch antraf.

Zu seiner Verblüffung erinnerte sie sich an ihn. »Josse d'Acquin«, sagte sie und hielt ihm ihre Hand hin, die feines weißes Ziegenleder mit einem Saum aus weichem, dichtem, hellen Fell bedeckte, »meines Sohnes Rätsellöser.«

»Gnädige Frau«, erwiderte Josse und beugte sich tief über ihre Hand.

»Wie steht es in Kent?« erkundigte sie sich.

»Ruhig, gnädige Frau, bei dieser strengen Kälte.«

»Gewiß.« Sie nickte. »Und wie geht es Unserer Freundin, der Äbtissin von Hawkenlye?«

»Der Äbtissin Helewise geht es gut, soweit ich weiß.«

»Aha.« Es entstand eine Pause. Dann sagte Eleanor: »In Anbetracht des eben erwähnten Wetters, Sir Josse, haben Wir recht mit der Folgerung, daß Ihr nicht den ganzen Weg von Kent her auf Euch genommen habt, nur um Uns die Hand zu küssen?«

Josse blickte auf und begegnete ihren belustigten Augen. »Gnädige Frau, es wäre die Reise wert«, begann er galant, nur um von ihrem schallenden Lachen unterbrochen zu werden.

»Im Mai vielleicht, doch im Februar? Welch ein Unsinn, Herr Ritter!« sagte sie. Lächelnd – wahrhaftig, dachte Josse, sie war immer noch die schönste Frau, trotz ihrer mehr als

siebzig Jahre – fuhr sie freundlich fort: »Nun laßt uns nicht noch mehr Zeit verschwenden. Sagt mir, wie ich Euch helfen kann.«

Demütig – denn es war unbedingt ehrenvoll, bei der großen Eleanor von Aquitanien nicht nur in freundlicher Erinnerung geblieben zu sein, sondern auch so vorbehaltlos ihre Hilfe angeboten zu bekommen – umriß Josse sein Problem.

»Ich zögere, Euch eine scheinbar so unbedeutende Angelegenheit vorzutragen, Lady«, schloß er, »und ich tue es nur, weil ...« Er verstummte. Weil Euer Sohn mir versprach, mir Winnowlands als Geschenk zu überlassen, war der ehrliche Grund. Aber das würde so schrecklich unverblümt klingen!

Jedoch war ihm die Königin schon voraus. »Weil, wie Ihr und ich uns sehr gut erinnern, Sir Josse, Richard Euch Euer Gut geschenkt hat. Nicht ohne Nachhilfe, wenn ich mich recht besinne«, fügte sie leiser an. »Doch ein Geschenk ist ein Geschenk«, verkündete sie großartig, »und sollte es für alle Zeit bleiben.« Sie winkte eine Hofdame aus der kleinen Gruppe heran, die sich vor dem Kaminfeuer im Empfangssaal der Abtei sammelte. »Schreibzeug, bitte«, sagte sie, und die Frau eilte davon, es herbeizuholen.

Dann sah Josse zu, wie Eleanor gelassen drei oder vier kurze Zeilen schrieb, das dicke Pergament mit ihrer eleganten, fließenden Schrift verzierend. Da er nicht zu aufdringlich hinschauen mochte, hielt er sich bewußt zurück. Als Eleanor geendet hatte und ihre Hofdame mit einem Fingerschnipsen aufforderte, ihr das königliche Siegel zu reichen, hob sie den Kopf, lächelte flüchtig, als wisse sie ganz genau, was er gerade dachte, rollte das Pergament zusammen und gab es ihm.

»Sollte mein jüngster Sohn jemals persönlich von Euch einfordern wollen, was Ihr ihm angeblich schuldet«, sprach sie tonlos, »dann dürft Ihr ihm das hier zeigen. Jeden anderen könnt Ihr ohne Umstände abweisen.«

Mit dem Gedanken, es sei leichter gesagt als getan, jemanden derart abzuweisen, je nachdem, um wen es sich handele, verneigte Josse sich erneut, dankte ihr, und da er sich entlassen glaubte, setzte er dazu an, rückwärtsgehend das Zimmer zu verlassen.

Die Königin hielt ihn auf. »Sir Josse!«

»My Lady?«

»Meine Komplimente an die Äbtissin Helewise, wenn Ihr sie seht.«

Später dachte Josse, sie habe anscheinend nicht daran gezweifelt, daß es »wenn« hieß und nicht »falls«.

Als er in seinen eigenen Hof einritt, waren mit der Freude, wieder daheim zu sein, seine zahlreichen körperlichen Mißempfindungen so gut wie weggewischt. Und noch dazu hatte er sein Vorhaben ausgeführt. Er versetzte dem sorgfältig in seiner Tunika verstauten Pergament einen leichten Klaps. Jetzt können sie kommen und Pacht verlangen! dachte er vergnügt. Denen werd ich's zeigen!

Bei näherer Betrachtung war es eine recht erfreuliche Aussicht. Er hoffte geradezu, es werde sich wirklich ein Vertreter Johanns einstellen. Es wäre den ganzen Aufstand wert, das Gesicht des Mannes zu sehen, wenn man ihm das persönliche Siegel der Königin Eleanor vor die Nase hielt.

Horace, der auf der letzten halben Meile in einen beinahe erwartungsvollen Trab verfallen war, drängte über den Hof in Richtung der Stallungen. Josse rief nach Will, glitt vom Rücken des Pferdes herab, wobei er mit seinen steifen, tauben Beinen ein wenig strauchelte, und führte Horace in den Stall.

Gleich vorn hinter dem Tor zu den Ställen stand, mit grobem Sackleinen abgedeckt, der Karren eines Kesselflickers. Das erklärte, weshalb Will nicht herausgerannt gekommen war, dachte Josse: bestimmt waren Ella und er in der Küche und hörten sich begierig den neuesten Klatsch an. Er nahm Horace den Sattel und das Zaumzeug ab, klatschte dem Pferd freundlich auf das breite Hinterteil und führte es in eine mit frischem, angenehm duftendem Stroh ausgestreute Box mit einem gefüllten Wassertrog an der Wand.

»Warte hier, alter Freund«, sagte Josse, »ich schicke dir Will her.«

Als er in die Küche trat, hörte er eine fremde Stimme.

»...überall Kotze, an den Wänden, auf dem ganzen Boden, und es heißt, am Fenster ist ein neuer Fleck, wie ein Brandfleck, als ob der Teufel selbst davongeflogen ist und ein Zeichen zurückgelassen hat!«

»Ooooh!« hauchte Ella mit aufgerissenen Augen und knüllte ihre Schürze in den Händen.

»Mit Teufeln kenn ich mich leider nicht aus«, begann Will, »aber ...«

Im Türbogen räusperte sich Josse. Will und Ella fuhren herum, und der Fremde blickte auf und grinste ihn freundlich an.

»Der Herr ist es!« rief Will, sprang auf und sah so schuldbewußt aus, als hätte man ihn dabei erwischt, Josses persönliche Habe zu durchwühlen. »Es tut mir wirklich leid, Sir, aber ich hab Euch nicht rufen hören.« Er griff nach seiner Kapuze aus Sackleinen, die am Feuer trocknete. »Ich geh gleich Euer Pferd versorgen, Sir, das wird's an einem so scheußlichen Tag wie heute bitter nötig haben.«

»Schon gut, Will, ich ...«, setzte Josse an. Doch der war schon fort.

»Sir Josse d'Acquin?« fragte der Fremde, stand auf und verbeugte sich knapp.

»Ja.«

»Ich bin Thomas, Sir Josse. Kesselflicker in dieser Gegend, bessere Gegenstände im Haushalt aus, besorge Geschenkartikel, kaufe seltene Luxuswaren und bringe die neueste Kunde, gute wie schlechte.« Er verbeugte sich wieder, diesmal tiefer; hätte er einen Hut aufgehabt, dachte Josse, hätte er ihn schwungvoll gezogen.

»Willkommen in meinem Haus, Kesselflicker Thomas«, sagte Josse. »Man hat es dir hoffentlich behaglich gemacht?«

»Das hat man.« Thomas blickte zu Ella, die mit niedergeschlagenen Augen so tat, als wäre sie nicht da; achtzehn Monate in Josses ungezwungen geführtem Haushalt hatten wenig dazu getan, die schüchterne, ängstliche Frau zu verändern, die Will mitgebracht hatte. Sie sah einem nie ins Gesicht, war Josse aufgefallen; war es natürliche Schüchternheit, oder war sie sich zu sehr bewußt, daß sie mit dem linken Auge leicht schielte? »Sie ist eine gute Köchin, Eure Dienerin.«

»Was ich nur zu gut weiß«, stimmte Josse zu. »Ella? Kann ich etwas davon haben?« Er wies auf den Krug Glühwein am Feuer. Mit einem erschrockenen Ausruf eilte sie herbei, ihn zu bedienen, und auf Josses Wink hin füllte sie den Becher des Kesselflickers nach.

»Du sprachst gerade von einer Heimsuchung durch den Teufel?« fragte Josse, als der warme, süße Wein ihn aufzutauen begann. »Erzählst du deine Geschichte für ein neues Publikum noch einmal?«

»Aber gern!« Thomas rückte mit seinem niedrigen Schemel näher an Josse heran. »Ich war nämlich vorgestern in Tonbridge, weil Markttag war, aber die Geschäfte gingen schlecht. Es war zu kalt, man kriegte die Leute nicht dazu, stehenzubleiben – es hieß nur geschwind aus dem Haus, sein Huhn kaufen, sein Bund Kräuter oder sein Töpfchen Gänsefett, dann auf schnellstem Weg wieder ins Warme. Niemand wollte sich aufhalten, nicht bei dem Wind, der heulte wie hundert tote Seelen. O nein!«

»Und?« drängte Josse.

»Na, wie manch anderer begab ich mich in den Gasthof. Einen Schluck von Goody Annes Bier, das brauchst du jetzt, mein lieber Thomas, sagte ich mir. Also ging ich hin, und um es kurz zu machen, ich blieb auch da. Aus dem Nachmittag wurde Abend, aus dem Abend wurde Nacht, und ich saß in meinem Winkel und verschwatzte die Stunden in guter Gesellschaft, den Becher immer voll, den Teller von jedem kleinsten Krümel blank geputzt.«

Der Nachteil, wenn einem ein professioneller Geschichtenerzähler Neuigkeiten mitteilt, dachte Josse ergeben, liegt darin, daß er nie bloß ein Wort gebraucht, wenn es auch mit zehn Worten geht.

»Schließlich legten wir uns zur Ruhe, jeder auf seine Weise, Sir«, fuhr der Kesselflicker fort, »und Mistress Anne war so freundlich, mich in einem Schuppen unter meinem Karren schlafen zu lassen, so hatte ich es ganz gemütlich. Bis zum Morgen war alles ruhig, Sir, als eins von den Dienstmädchen raufging, um nach der Gästekammer zu sehen.« Er machte eine dramatische Pause, den Blick auf Josses Augen geheftet. »Ihr könnt Euch nicht vorstellen, was sie da vorfand, Sir, und wenn Ihr bis nächstes Weihnachten raten würdet!«

»Erbrochenes über den ganzen Fußboden und die Wände hinauf und einen Brandfleck am Fenster?« bot Josse an.

Der Kesselflicker wirkte flüchtig verärgert, dann fing er sich und grinste. »Na ja, Sir, aber Ihr habt den Vorteil, daß Ihr das Ende der Geschichte vor dem Anfang gehört habt, möcht ich nur sagen. Aber, ja. Genau das hat die arme Kleine vorgefunden. Ob sie geschrien hat? So etwas hab ich noch nicht gehört. Sie hat mich wahrhaftig geweckt, und ich hab keinen leichten Schlaf, das kann ich Euch versichern, Sir. Ich renne ins Haus, mit allen anderen, die sie haben schreien hören, und wir alle stolpern und poltern durch den Gang.« Wieder eine Pause. »Und da liegt er! In einer Lache von seinem eigenen Erbrochenen, einen Ausdruck im Gesicht, als hätte ihn die Todesangst halb um den Verstand gebracht, und mausetot!«

»Der arme Mann«, lautete Josses spärlicher Kommentar.

»Der arme Mann?« Thomas hatte sichtlich eine stärkere Reaktion erwartet. »Ich sage Euch, Sir, dieser Mann starb in Todesqualen! Stellt Euch doch bloß vor, Ihr seid ganz allein, Euch geht's schlecht, schlechter als je in Eurem ganzen Leben, und Ihr fühlt die Verzweiflung des nahenden Todes. Ihr hört die Schritte des finsternen Sensenmannes im Gang heranstapfen, seht seine klauengleiche Hand die Tür aufstoßen, seht voller Grauen

zu, wie diese lange, dürre Gestalt im schwarzen Kapuzenmantel auf Euch zuschleicht, und wißt die ganze Zeit, daß ...«

Ella kreischte kurz auf und erstickte den Laut rasch mit ihrer Schürze. Josse warf einen Blick auf ihr weißes Gesicht und sagte: »Schon gut. Wir haben das Bild vor uns. Was geschah dann?«

»Was dann geschah?« fuhr Thomas fort, den es wurmte, daß man ihn an der spannendsten Stelle unterbrach. »Goody Anne kam in die Kammer gestürmt, sah das ganze Erbrochene auf dem Fußboden und schickte alle raus. Dann muß jemand – fragt mich nicht wer, Sir, denn ich weiß es nicht – die Gesetzeshüter gerufen haben.«

Man hörte das Gesetz förmlich in Großbuchstaben, dachte Josse. Dies war sichtlich ein Mann, der lieber Abstand hielt, zur Institution wie zu ihren Beamten. »Und da hast du dich verdrückt?« fragte er grinsend.

Thomas wirkte gekränkt. »Sir! Wie kommt Ihr denn darauf? Ich – na ja, will sagen, ich hab mich nicht direkt vorgeedrängt, das hatte ja auch keinen Sinn, weil ich nichts zu sagen hatte, was irgendwie nützen konnte.«

»Natürlich nicht«, murmelte Josse.

Der Kesselflicker warf ihm einen ziemlich scharfen Blick zu, dann fuhr er fort: »Freilich konnte ich hier und da ganz unwillkürlich einen kleinen Hinweis aufschnappen, und so habe ich zusammenbekommen, daß es heißt, man hat dem Mann was Verdorbenes zum Essen vorgesetzt. Ein Stück Pastete, eine Portion Geschmortes, wer weiß. Und was immer da reingeraten ist, hat ihm den Rest gegeben.«

»Was?« Josse war verblüfft. »Es heißt, etwas, das man ihm in Goody Annes Gasthaus vorgesetzt hat, hätte ihn vergiftet?«

»Jawohl«, bekräftigte Thomas, sichtlich erfreut, endlich eine Reaktion hervorgerufen zu haben. »Sie drohen ihr mit der ganzen Gewalt des Gesetzes, weil sie jemand etwas zu essen gegeben hat, das ihn umgebracht hat.«

Daran stimmten mindestens zwei Dinge nicht, dachte Josse. Erstens hatte er selbst erfahren, daß Goody Anne gute, ehrliche Kost bot, täglich frisch gekocht, und daß sie ihren Ruf als großzügige und tüchtige Gastwirtin voll und ganz verdiente. Der zweite Einwand – und der gab den Ausschlag – lautete, wäre wirklich ein verdorbenes Gericht auf den Tisch gekommen, war es äußerst unwahrscheinlich, daß es nur ein Opfer gegeben hatte.

»Die arme Anne«, sagte er kopfschüttelnd. »So ein Pech! Das Schlimmste, was einer Frau in ihrem Beruf passieren kann.«

Aus ihrem Winkel und zu Josses völliger Überraschung meldete sich unversehens Ella zu Wort. »Könnt Ihr nichts für sie tun, Sir?« fragte sie, ob ihrer eigenen Kühnheit hochrot im Gesicht, die Hände angstvoll ineinander verkrampft. »Ich bin doch ebenfalls eine Köchin, Sir, auch wenn ich nicht wagen würde, mich mit dieser Goody Anne zu vergleichen. Aber Sir, wenn jemand behaupten würde, ein Essen, das ich gekocht habe, hätte irgendeiner armen Seele den Rest gegeben, ich weiß nicht, was ich machen würde.« In grimmigem Stirnrunzeln senkten sich ihre Brauen über die ungleichen Augen, als sie sich bemühte, sich das Unvorstellbare vorzustellen. »Bestimmt wünschte ich, ich wäre tot, und so.«

Soweit Josse sich erinnern konnte, war es das erste Mal, daß Ella je aus eigenem



Antrieb eine Bemerkung anzubringen gewagt hatte. Bestimmt aber war es das erste Mal, daß er sie mehr als ein paar Worte hatte sagen hören. Normalerweise beschränkte sie sich auf »Morgen, Sir« und »Ja, kalt heute«. »Ella?« sagte er freundlich. »Dir liegt viel am Schicksal der armen Anne?«

Doch ihr Mut war versiegt. Sie hatte sich wieder in ihrem Winkel zusammengekauert und wich seinem Blick aus. Sie brachte nur ein knurriges »Ja« heraus.

Der Kesselflicker stand jetzt auf und trank schlürfend den letzten Schluck Wein aus. »Ich will mal weiterziehen«, sagte er. »Wir haben noch ein, zwei Stunden Tageslicht, und wenn ich jetzt losgehe, kann ich noch vorm Dunkelwerden meinen nächsten Halt machen.« Er nickte Ella zu, verbeugte sich vor Josse und ging durch die Küchentür nach draußen.

Josse folgte ihm zum Stall hinüber. Man konnte Will durch die Zähne pfeifen hören, während er Horace mit gleichmäßigen, beruhigenden Strichen gründlich abrieb.

»Mach's gut, Will«, rief Thomas und bückte sich, um die Griffe seines Karrens aufzunehmen. »Bis bald.«

Wills Kopf tauchte über der Halbtür der Box auf. »Dann mach's mal gut, Thomas.« Er erblickte Josse. »Oh! bin hier fast fertig, Sir, dann helfe ich Euch mit Eurem Gepäck.«

Josse sah zu, wie der Kesselflicker über den Hof davonzog, wobei das eine Rad des Handkarrens den gleichmäßigen Rhythmus seiner Schritte mit einem leisen Quietschen begleitete. »Ich bin nicht gekommen, um dich zur Eile zu treiben, Will«, sagte er, sich wieder seinem Diener zuwendend.

»Nicht, Sir?« Will sah ihn erwartungsvoll an.

»Nein.« Josse seufzte. Es war nicht gerade eine angenehme Aussicht, besonders, wo er sich so auf ein paar Tage Ruhe und Frieden in der Wärme und Behaglichkeit seines Heims gefreut hatte. Doch so war es nun einmal, ein Freund war ein Freund, und eine Freundin in der Not konnte man nicht im Stich lassen. Zumal wenn sie anscheinend für etwas bestraft werden sollte, was sie nicht getan hatte.

»Will, ich komme nur, um zu sagen«, fuhr Josse fort, »daß ich dir dankbar wäre, wenn du den alten Horace heute abend ein bißchen reichlich füttern würdest.«

»Sir?«

»Leider brauche ich ihn morgen wieder. Es sieht so aus, als müßte ich nach Tonbridge.«